
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1907. № 13.

Schwester Thekla.

Novelle von **Karl Schüler.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Schwester Thekla schüttelt ernst den Kopf. „Nein, Schwester Oberin, ich kann nicht die Frau des Generals werden, da der andere lebt.“

Die Oberin ist einen Augenblick betroffen von dieser Konsequenz, dann sagt sie, sich erhebend und Theklas Hände ergreifend: „Bete für ihn, daß ihm der Herr gnädig sei. Gedenke des Wortes in unserem täglichen Gebet: Vergib uns unsere Schuld, auf daß wir vergeben unseren Schuldigern. Er wird die Nacht nicht überleben.“

Und dann küßt sie die Schwester noch einmal auf die Stirn und empfiehlt ihr, sich zur Ruhe zu legen.

Darauf verläßt sie das Gemach. Sie geht noch einmal zu dem Zimmer des Rittmeisters hinunter.

Die Ärzte haben dem Verwundeten die nötigen Verbände angelegt, sie haben es mit größter Sorgfalt getan, obwohl sie sich bewußt sind, daß hier menschliche Kunst nicht mehr zu helfen vermag.

Frau v. Somnitz sitzt am Bette und hält, leise weinend, die linke Hand des Gatten in der ihren.

„Wie steht es, Doktor?“

Doktor Mittelstädt zuckt die Schultern. „Der Oberst hatte recht, es liegt ein Schädelbruch vor. Es hat zwar keine Blutung nach dem Gehirn stattgefunden, aber — ich habe es der gnädigen Frau nicht verhehlen können — es ist wenig Hoffnung vorhanden.“

Der Oberstabsarzt setzt hinzu: „Leider ist auch der Unterkiefer gebrochen. Die Ernährung wird dadurch stark behindert.“

„Der Armbruch hat weniger auf sich,“ ergänzt der Anstaltsarzt.

„Aber der Blutverlust war ein bedeutender. Das Fieber setzt schon stark ein, das Bewußtsein ist jetzt schon völlig geschwunden.“

„Haben Sie nach Eis gesandt?“ fragt die Oberin.

„Jawohl. Schwester Sophie kann jeden Augenblick zurückkommen.“

„Wird sie zur Wache genügen?“

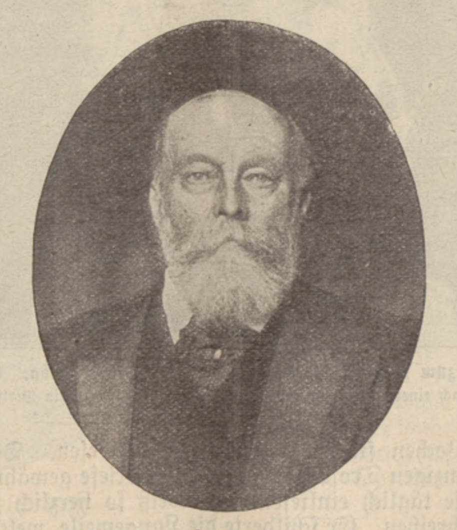
Die kleine Frau springt auf. „Ich werde bei meinem Mann wachen.“

Doktor Mittelstädt streift sie mit einem mitleidigen Blick. „Hier, gnädige Frau, nutzt nicht allein guter Wille, hier muß ihm langjährige Erfahrung zur Seite stehen, die in den kritischen Momenten mit Ruhe und Besonnenheit stets das Richtige zu treffen weiß. Ich wüßte wohl jemand, der hier vielleicht noch zu helfen im stande wäre.“

Da tritt die Oberin rasch vor und sagt in bestimmtem Tone: „Schwester Thekla verläßt morgen das Schwesternhaus, sie kann und darf nicht mehr zum Dienst herangezogen werden.“

„Dann habe ich nichts mehr zu sagen,“ wirft verstimmt Doktor Mittelstädt hin und zieht seinen Rock an, den er während der Arbeit abgelegt hatte.

Aber das um das Leben ihres Mannes bangende Weib hat die Worte des Arztes erfaßt. Sie hat gehört, daß es jemand gibt, der vielleicht noch im stande ist, dem nahenden schrecklichen Tode ein Halt entgegenzurufen.



Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode, Präsident des deutschen Reichstages. (S. 100)
Nach einer Photographie von Otto Haeckel in Berlin.

Sie ist gewillt, diesen jemand für das Rettungswerk zu gewinnen, mag es kosten, was es wolle.

Frau v. Somnitz erfaßt heftig den Doktor am Rockärmel. „Sagen Sie, wo ist sie, die meinem armen Rudolf helfen kann?“ stößt sie mit fliegendem Atem hervor.

Der Doktor empfindet ein herzliches Mitleid mit der geängstigten kleinen Frau. „Bitten Sie die Oberin, gnädige Frau, oder noch besser, wenden Sie sich an die Schwester Thekla selbst; sie ist die verkörperte Barmherzigkeit und wird es Ihnen nicht abschlagen, soweit ich sie kenne.“

Frau v. Somnitz atmet erleichtert auf. Noch also ist nicht alle Hoffnung verloren. Sie wendet sich zur Oberin und legt einen so flehenden, bittenden Ton in die Stimme, als sie sagt: „Wollen Sie mich zu ihr geleiten, Frau Oberin?“ daß es dieser tief in das Herz schneidet.

Und doch zögert sie. Sie gedenkt des Mädchens, das sie soeben verlassen hat. Welche neue Qualen stehen ihr bevor, wenn die Gattin des Rittmeisters mit dieser Bitte kommt! Wird sie dann noch schweigen können? Wird Schwester Thekla dann nicht im Übermaße ihrer Erbitterung der Bittenden die ganze Schändlichkeit ihres Mannes entgegenschleudern? Wird sie nicht sagen: Weine ihm nicht nach, er betrog dich und mich!? Und wie wußte er zu betrügen! Hier, lies diese Briefe, daraus wirst du sehen, was für ein abgefeimter Schurke er ist. Ihn hat Gott gerichtet, und ich werde dem Allmächtigen nicht bei der Vollziehung seines Urteils in den Arm fallen! So wird sie sprechen, und die unglückliche Frau wird nur noch unglücklicher werden.

Aber als Doktor Mittelstädt sieht, daß die Oberin zögert, tritt er heran: „Folgen Sie mir, gnädige Frau,“ und er verläßt mit ihr das Zimmer.

Die Oberin hat nicht gewagt, Einspruche zu erheben. Sie, die sonst mit peinlichster Genauigkeit darauf sieht, daß im Schwesternhause nur ihr Wille respektiert wird, läßt den Arzt gewähren. Es ist eine Schwäche, der sie sich schuldig gemacht hat. Sie fühlt es. Sie hätte Schwester Thekla schützen sollen. Aber sie fand der Entschlossenheit des Doktors, der Verzweiflung der Baronin gegenüber nicht den Mut dazu.

Nun ist die Oberin ganz allein mit dem Verwundeten im Zimmer. Sie geht an die Tür und horcht.

Sie stellt es sich vor, was oben gesprochen wird. Jetzt sind sie eingetreten. Jetzt trägt die Baronin ihre Bitte vor, mit flehender Stimme und tränenden Augen. Der Doktor unterstützt sie in seiner ruhigen, bestimmten Manier. Schwester Thekla aber richtet sich hoch auf. Was verlangen die beiden? Sie soll an dem Krankenbette desjenigen wachen, der ihr das bitterste Leid zugefügt hat? Sie

soll ihre Kräfte einsetzen, um ihn zu retten, der frivol ihr Glück vernichtete? Nein, das ist mehr, als man von einem Menschen verlangen kann. Sie kann ihm verzeihen, sie kann für ihn beten, aber das, was die kleine Frau verlangt, das kann sie nicht. Sie wollen wissen, warum sie sich weigert? Hier, hier! Seht diese Briefe! Hört die Geschichte, wie er mich betrogen hat, und ihr werdet mich verstehen. Jetzt wird die Baronin die Briefe durchfliegen, sie wird alles begreifen, sie wird fühlen, daß sie mitbetrogen ist, sie wird einen gellenden Schrei ausstoßen — doch nein, es bleibt alles ruhig oben im Hause. Jetzt öffnet sich eine Tür. Jetzt hört man Schritte auf der Treppe. Sind es zwei, oder sind es drei Personen, die herabsteigen? Die Oberin hört eine Stimme, sie erkennt sie und versteht genau jedes einzelne Wort.

„Ich werde alles daran setzen, den Herrn Rittmeister Ihnen und Ihren armen Kindern zu erhalten.“

So lauten die Worte, und die Stimme ist die der Schwester Thekla.

Die Oberin sinkt auf den nächsten Stuhl und faltet die Hände. Die Lippen lispeln leise ein kurzes, inbrünstiges Gebet.

Die drei treten ein.

Der Doktor mit einem Lächeln der Befriedigung, die Baronin strahlend in wiedererwachender Hoffnung, Schwester Thekla totenbleich, aber gefaßt.

Die Oberin springt auf und fällt ihr um den Hals. Tränen stehen in ihren Augen.

„Du bist ein Engel. Gott möge dich segnen,“ sagt sie und verläßt das Zimmer. Sie vermag ihrer Rührung nicht Herr zu werden.

Schwester Thekla tritt ihren Dienst am Bette des Rittmeisters an. Doktor Mittelstädt unterrichtet sie genau über den Zustand des Verwundeten. Er sagt ihr, daß das geringste Versehen, die kleinste Vernachlässigung den Tod des Rittmeisters zur Folge haben kann. Sie hat seine Instruktionen entgegengenommen mit der Ruhe, welche er an ihr gewöhnt ist.

Als sich der Doktor nunmehr entfernt, tut er dies mit der sichtlichen Beruhigung, den Verwundeten in den besten Händen zurückzulassen.

Frau v. Somnitz sucht der Pflegerin ihres Mannes den schweren Dienst nach Kräften zu erleichtern, und da sie bald bemerkt, daß sie selbst zu den kleinsten Handreichungen sehr wenig Geschick besitzt, so beschränkt sie sich darauf, der Schwester die langsam dahinschleichenden Nachtstunden durch Plaudereien zu kürzen.

Sie weiß sehr anschaulich zu erzählen. Sie schildert ihre vier Kinder. Der älteste der drei Buben ist schon im Kadettenhause zu Lichterfelde, Irmgard, Kurt und der kleine Hans befinden sich bei den Eltern, Irmgard gleicht dem Vater. Sie hat hellblondes Haar und dieselben blauen Augen, sie verspricht sehr schön zu werden und ist trotz ihrer vier Jahre schon außerordentlich verständig.

Sie ist des Vaters Liebling.

Nun erzählt sie von ihm selbst, dem armen Verwundeten. Sie weiß eine ganze Anzahl von Beispielen aufzuzählen, welche alle beweisen, daß er der liebevollste, aufmerksamste Gatte und Vater ist.

Dann kommt sie auf das Kapitel der Sorgen zu sprechen.

Sie haben auch schon schwere Tage gehabt. In den ersten Jahren ihrer Ehe hat es ihnen viel Kummer verursacht, daß sie weit hinten an der russischen Grenze in einer kleinen, langweiligen Garnison liegen mußten. Rudolf hätte sich dort beinahe den Tod geholt. Von einer Felddienstübung kam er sterbenskrank zurück. Über zwei Monate lag er dann an Typhus danieder, und als er endlich genesen war, schickten ihn die Ärzte nach einem kleinen Badeorte Thüringens zur Erholung. Sie hatte ihn nicht begleiten können, da sie ihrer schweren Stunde entgegensah. Das waren schlimme Wochen für die kleine Frau gewesen. Den einzigen Trost hatten ihr seine Briefe gewährt, die täglich einliefen. Er weiß so herzlich zu schreiben. Er schilderte die Langeweile, welche ihn fast zu Tode quäle, die heiße Sehnsucht nach seiner kleinen lieben Frau, die Hoffnung auf einen baldigen Stammeserben.

Und diese Hoffnung war in Erfüllung gegangen. Acht Tage, bevor er zurückkam, war ihr ältester Sohn geboren worden.

Bald darauf sind sie versetzt worden. Zuerst nach Berlin, dann nach hier. Ihr Glück hat nichts mehr getrübt, bis sie heute der schreckliche Unfall treffen mußte.

So erzählt Frau v. Somnitz.

Schwester Thekla hört ihr ruhig zu. Sie unterbricht die Erzählerin mit keiner Frage. Nur von Zeit zu Zeit preßt sie die Hände auf das Herz, als ob sie da einen großen Schmerz empfände.

Endlich, gegen drei Uhr, stellt die Frau Rittmeister ihre Unterhaltung ein. Sie ist, auf ihrem Stuhle sitzend, eingeschlafen. Sie ist es nicht gewöhnt, an Krankenbetten zu wachen.

Schwester Thekla atmet erleichtert auf.

Die Nacht verläuft für den Verwundeten nicht ungünstig, es ist Schwester Thekla gelungen, die Blutungen zu stillen und durch fortgesetzte kalte Umschläge die Geschwulst etwas zu verringern.

Die Verbände haben sich dank ihrer Sorgfalt nicht verschoben, und gegen Morgen ist das Fieber etwas zurückgegangen.

Doktor Mittelstädt äußert bei seinem Besuche, daß der Zustand des Verwundeten zu Hoffnungen berechtige, wenn die Pflege in den Händen der Schwester Thekla verbleibe.

Und Schwester Thekla erklärt sich dazu bereit und empfängt dafür einen dankerfüllten Blick der kleinen Frau Baronin. — —

Auch der General v. Ruxleben heißt diesen Entschluß seiner Braut gut.

Er hat, als er Morgens vorfährt, um Schwester Thekla abzuholen und nach dem Bahnhofe zu geleiten, noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen.

Die Oberin hat ihn an der Treppe erwartet und ihm kurz von dem Unfall des Rittmeisters v. Somnitz erzählt, sowie hinzugefügt, daß Schwester Thekla auf des Doktors Wunsch die Pflege übernommen habe. Sie schließt mit der Bitte an den General, er möge Schwester Thekla bewegen, das Pflegeamt bei dem Rittmeister niederzulegen, da ihr geschwächter Körper den ganz außerordentlichen Anstrengungen eines solchen Dienstes nicht mehr gewachsen sei.

Der General ist über das Unglück, welches den Rittmeister getroffen hat, tief erschüttert. Zu der Bitte der Oberin schüttelt er den Kopf.

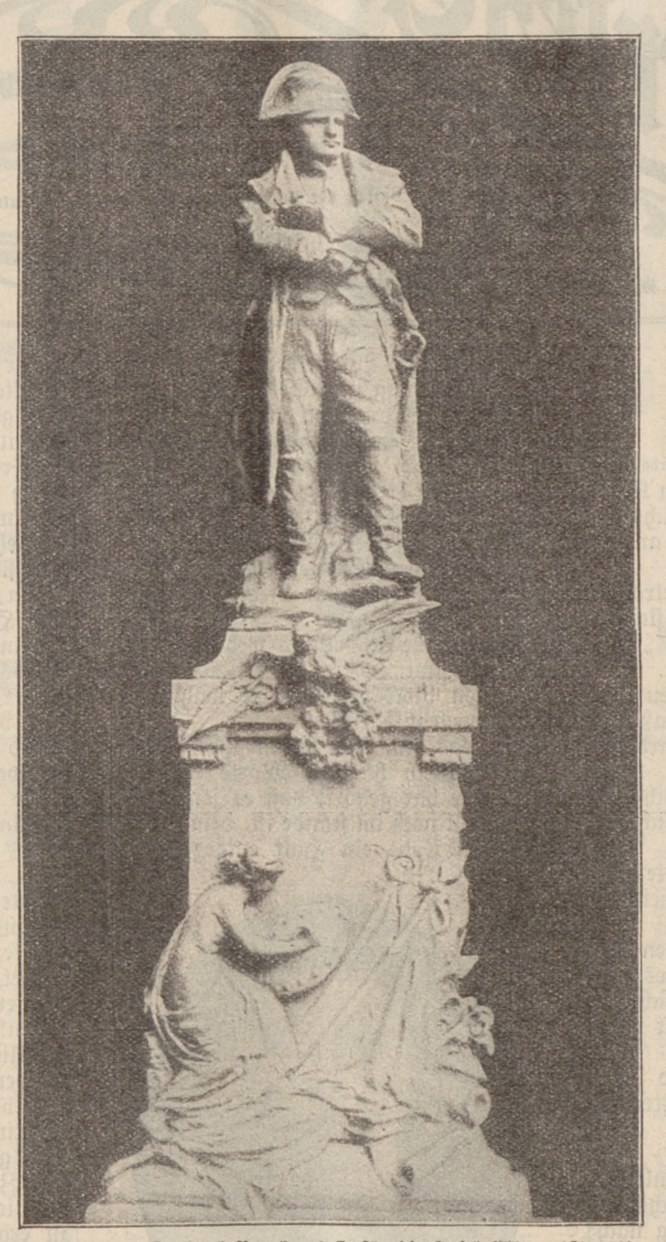
„Wenn's jeder andere wäre, würde ich meine Einwilligung zu der Pflegerei nie geben, aber bei dem Somnitz ist das etwas anderes. Er ist ein braver Kerl, ein schneidiger Offizier, da kann man schon einmal etwas Außergewöhnliches tun, um dem aufzuhelfen. — Nein, Frau Oberin, ich selbst bringe ein großes Opfer, indem ich alle getroffenen Dispositionen über den Haufen werfe und Ihnen Thekla noch hier lasse, aber ich bringe es gern im Gefühle erfüllter Menschenpflicht.“

Und damit geht er in das Zimmer des Verwundeten, drückt der Frau Rittmeister sein Beileid aus und sagt, der bleichen Thekla die Wange klopfend: „Recht so, mein Kind, hilf dem armen Schlucker, er ist ein so lieber, flotter Mensch.“

Und Schwester Thekla hilft dem „lieben, flotten Menschen“.

Schon nach einigen Tagen reibt sich Doktor Mittelstädt vergnügt die Hände und äußert zur Oberin, daß er die beste Hoffnung habe, den Rittmeister durchzubringen.

Diese antwortet nur durch eine müde Bewegung des Kopfes. Ihre Gedanken beschäftigen sich viel mit Thekla. Sie sieht, wie das Mädchen unter der Gegenwart der Frau v. Somnitz leidet, wie Thekla sich aufreibt in der Pflege am Bette des ehemaligen Geliebten. Ihr ist es nicht entgangen, daß die Schwester



Modell zum Denkmal Napoleons I. für die Insel Elba. (S. 100)
Nach einer Photographie von Dannenberg & Co. in Berlin.

in den letzten Tagen sehr gealtert ist. Ihre Augen liegen tief in den Höhlen, ihre Wangen sind eingefallen, und um den Mund haben sich kleine Fältchen gelegt. Ihr Gang ist nicht mehr wie früher leicht und elastisch, sondern langsam und fast schleppend.

Dabei klagt sie nie. Sie tut schweigend ihre Pflicht wie immer.

Die Oberin macht den Arzt darauf aufmerksam. Doktor Mittelstädt verordnet Stärkungsmittel, doch ohne Erfolg, wie die Oberin bald sieht.

Eines Morgens meldet Mittelstädt der Oberin vergnügt, daß dem Rittmeister, welcher bisher in beständigem Fieberdelirium gelegen hatte, das Bewußtsein anfange zurückzukehren. „Die Kur macht uns Ehre," schließt er seinen Bericht.



Der Untergang des Dampfers „Berlin" bei Hoek van Holland: Das Wrack vor der Mole. (S. 100)

„Dann wird der Rittmeister noch heute nach dem Militärlazarett oder, wenn es Frau v. Somnitz wünscht, nach seiner Wohnung transportiert werden. Ich habe über das Zimmer anderweitig verfügt," sagt die Oberin.

Der Doktor sieht sie erstaunt an. „Sie wollen ihn hier nicht ausheilen lassen?"

„Nein," antwortet die Oberin in so bestimmtem Tone, daß Doktor Mittelstädt wohl merkt, hier sei jede Einsprache vergebens.

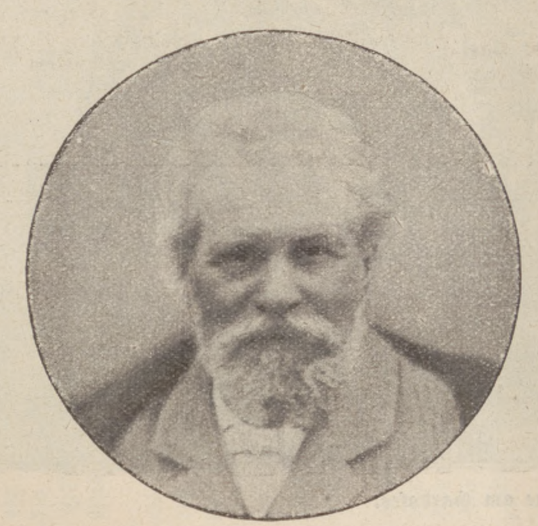
Und wirklich wird noch an demselben Tage der Rittmeister nach dem Militärlazarett überführt.

Als die Oberin Schwester Theklas Zimmer betritt, um dieser mitzuteilen, daß sie nun frei sei, findet die Oberin das Mädchen ohnmächtig am Boden liegen.

Sie ruft nach Hilfe. Schwester Thekla wird in das Bett gebracht. Und sie verläßt es monatelang nicht wieder.

Ein schweres Nervenfieber hat sie befallen.

Der Winter vergeht, und der Frühling vergeht, da endlich erholt sich Schwester Thekla langsam, sehr langsam von der schweren Krankheit.



Giosuè Carducci †. (S. 100)

Sie ist schon einige Male im Garten gewesen, auch heute befindet sie sich außerhalb des Bettes.

Sie hat mit der Oberin, ihrer treuen Pflegerin während der Krankheit, eine lange Unterredung. Nach derselben schreibt sie einen Brief an den General.

Dieser hat noch nicht nötig gehabt, die Hosen mit den breiten roten Streifen in den Schrank zu hängen; er versieht noch seinen Dienst und hat gerade jetzt viel zu tun.

Seine Division soll zum Kaisermanöver herangezogen werden.

Er hat nur selten Zeit gehabt, während Theklas Krankheit im Schwesternhause vorzusprechen, aber sein Bursche hat sich täglich draußen nach dem Befinden der Schwester erkundigen müssen.

Als der General Theklas Brief erhält, ist er gerade im Begriffe, sich zu einem Ausritt fertig zu machen. Er will ein Regiment besichtigen.

Er liest den Brief mit großer Aufmerksamkeit.

Dann murmelt er etwas in den Bart, das wie „Weiberlaunen" klingt. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit setzt er hinzu: „Nun, ich habe mehr getan, als man gewöhnlich unter Dankbarkeit versteht."

Die kleine Hilde wird einige Tage später in eine auswärtige Pension geschickt. — Hatte sich die Dankbarkeit des Generals, welcher seine Pflegerin zu heiraten gewillt war, schon in hellem Licht gezeigt, so zeigte sich die des wiedergenesenen Rittmeisters in nicht schlechterem Glanze. Er schenkte dem Diakonissenhause fünftausend Mark.

Sämtliche Zeitungen der Stadt erwähnten dieser Gabe mit Worten der höchsten Anerkennung für den edlen Spender.

Schwester Thekla versieht wieder ihren Dienst im Schwesternhause.

Eines Tages werden sämtliche Schwestern zu ungewöhnlicher Stunde von der Oberin in das Konversationszimmer gerufen.

Der Geistliche der Anstalt hält hier eine längere Ansprache an die Schwestern. In Hamburg ist die Cholera ausgebrochen. In bewegten Worten schildert der Geistliche das dort herrschende Elend und hebt besonders den Mangel an geschulten Pflegerinnen hervor. Zum Schlusse fordert er Freiwillige auf für den Dienst in den Hamburger Cholerabaracken.

Die Schwestern zögern. Sie wissen, es wartet ihrer in Hamburg wahrscheinlicherweise ein schmerzhafter, häßlicher Tod an der entsetzlichen Krankheit. Nur eine tritt vor — Schwester Thekla. Sie bittet um Urlaub nach Hamburg. Der Urlaub wird ihr gewährt. In den Cholerabaracken waltet Schwester Thekla wie ein vom Himmel gesandter Engel. Unter ihrer ruhigen, besonnenen Pflege werden viele dem Leben wiedergegeben, nach denen der Tod schon seine Knochenhand ausgestreckt hatte.

Das bleiche, stille Mädchen mit der nie rastenden Sorge für ihre hilflosen Nebenmenschen scheint vor der gräßlichen Seuche gefeit zu sein.

Schwester Thekla bleibt von der Cholera verschont.

Aber ihr kaum genesener Körper hält den Strapazen, welchen er unterworfen wird, nicht lange stand. Nach drei schweren Wochen, in welchen sie sich nur mit großen Unterbrechungen und dann nur auf einige Stunden Schlaf gegönnt hat, fühlt sie sich eines Tages so matt, daß sie beim besten Willen den anstrengenden Dienst in den Baracken nicht mehr versehen kann.

Sie wird in das Krankenhaus zu St. Georg gebracht.

Sie hofft, bald wieder dienstfähig zu sein. Doch sie irrt. Ihr völlig abgemagerter Körper erholt sich nicht wieder. Von Tag zu Tag wird sie schwächer, und am achten Oktober haucht sie ihre Seele aus.

„Sie ist an Entkräftung gestorben," konstatieren die Ärzte. Und da sie sich in den Cholerabaracken ganz außerordentliche Verdienste erworben hat, wird sie auf Kosten der freien Reichs- und Hansastadt Hamburg auf dem Zentralfriedhofe beerdigt.

Ihrem Sarge folgt niemand, er wird von keiner Blume geschmückt.

Kürzlich kam ich nach Hamburg. Die Frau Oberin hatte mir einen Kranz mitgegeben für das Grab der Schwester Thekla. Den Kranz hatte sie selbst geflochten aus Blumen, die in dem Garten hinter dem Schwesternhause gewachsen waren. Mit Hilfe des Registers des Friedhofverwalters fand ich den eingefallenen, kahlen Grabhügel nach längerem Suchen. Die Mittagssonne flimmerte heiß auf die Gräber.

Mir kam es vor, als schimmere ein Heiligenschein über dem der Schwester Thekla.

Ende.

Illustrierte Rundschau.

erg- **Wernigerode** zum Präsidenten des neuen deutschen Reichstags gewählt worden. Er ist am 4. März 1840 in Berlin geboren, hat die Rechte und Staatswissenschaft studiert, als aktiver Offizier die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mitgemacht und dann als Landrat des Kreises Landeshut in Schlesien und Oberpräsident von Ostpreußen im Staatsdienst gestanden. Er ist Mitglied des preußischen Herrenhauses und vertrat im Reichstag seit langen Jahren den Wahlkreis Lyck-Oletzko-Johannisburg. — Auf der italienischen Insel **Elba**, auf der **Napoleon I.** vom 4. Mai 1814 bis 26. Februar 1815 in der Verbannung lebte, wird jetzt dem großen Korsen ein **Denkmal** errichtet. Der Schöpfer desselben ist der sizilianische Bildhauer Turillo Sindoni. Er hat den Kaiser dargestellt, wie er im finsteren Brüten dasteht und nach der fernen Küste Frankreichs hinüberschaut. Das Bronzestandbild ist 3 Meter hoch und steht auf einem 5 Meter hohen, mit entsprechenden Reliefs versehenen Marmorsockel. — **Der Untergang des Dampfers „Berlin“ bei Hoek van Holland** mit seinen furchtbaren Einzelheiten hat die ganze zivilisierte Welt tagelang in Atem gehalten. 129 Menschen sind dabei zu Grunde gegangen und nur 15 nach unsäglichen Anstrengungen gerettet worden. Elf von ihnen hatten 36 Stunden, überspült von den eisigen Wellen, an Deck des Dampfers in steter Todesangst ausharren müssen, die letzten drei sogar noch zehn Stunden länger, denn trotzdem das **Wrack** der „Berlin“ kaum zehn Meter vom Kopfe der $1^1/_2$ Kilometer langen **Mole** entfernt lag, vereitelte der Sturm und der hohe Wogengang doch alle Anstrengungen der Retter, früher zu ihnen zu gelangen. — In **Giosuè Carducci** hat Italien seinen bedeutendsten neueren Dichter verloren, den man in seinem Vaterlande als einen zweiten Dante feierte. Er war am 27. Juli 1836 in Valdicastello im Toskanischen geboren, studierte Philologie und lehrte seit 1860 als Professor an der Universität zu Bologna.



Pieve di Tremosine am Gardasee.

Eine gewaltige Kraft der Sprache, ein kühner, feuriger Geist, ideenreiche Ausdrucksweise und vollendete Form zeichnen seine Dichtungen aus. Er war ein unbeugsamer Kämpfer für das als recht erkannte, der niemals, weder für Auszeichnungen, noch Ehren, noch Ansehen, seine Überzeugung verleugnete und hat auf alle Männer der Tat in Italien den bedeutendsten Einfluß ausgeübt.

Pieve di Tremosine.

(Mit Bild.)

Die Reisenden, die den Gardasee besuchen, begnügen sich meist damit, auf einer Dampferfahrt das felsige Westufer in Augenschein zu nehmen. Aber nicht nur das unmittelbare Ufergelände, sondern auch die Berglandschaft, die sich an dieses auf der Höhe anschließt, ist außerordentlich schön. Zu den am herrlichsten gelegenen Punkten in dieser Gebirgslandschaft gehört Pieve di Tremosine. Wie unser Bild zeigt, baut es sich hoch über dem See auf einem Felsvorsprung auf. Pieve di Tremosine ist der Hauptort der aus 17 Weilern und Dörfern bestehenden Gemeinde Tremosine. Wer auf der Kirchenterrasse des Ortes steht und seinen Blick über die tiefblaue Wasserfläche schweifen läßt, der lernt so recht die unvergleichliche Schönheit des Sees würdigen, der eine wahre Perle Oberitaliens ist.

Ostermorgen.

(Mit Bild auf Seite 101.)

Die Osterglocken klingen in das Land hinaus, und unter ihrem Geläut ist der Lenz in Wald und Flur eingezogen. Gestern noch schien die Natur im Dämmerschlaf zu liegen, heute aber ist sie unter dem Kosen des lauen Frühlingswindes in keuscher Schöne erwacht. Die Laubblätter am Gesträuch stecken die ersten grünen Spitzen heraus, Weiden und Haselnuß hängen die Blütenkätzchen aus, und die Aprikosen blühen bereits. Um all die junge Frühlingspracht zu bewundern, ist das Edelfräulein an die Mauer, die den äußeren Schloßhof umschließt, getreten. So weit ihr Auge reicht, ist das Land sonnenüberglänzt, und es ist ihr, als ob auch die Stadt tief unter ihr ein Feiertagsgewand angelegt hätte. Alles vereint sich, um das Fest der Auferstehung zu verklären.

Sein Heldenstück.

Humoreske von **Anna Vogel v. Spielberg.**

„Papatschi,“ schmeichelte Elly dem dicken Herrn mit dem behäbigen roten Vollmonds-

gesicht, darin die kleinen wasserblauen Äuglein fast verschwanden, „du bist so gut und hast mich doch so gern — du mußt also mein Glück wollen. Das sind' ich aber nur mit dem Ingenieur, dem Otto Meißner. Du wirst also ja sagen, wenn er heute kommt. Du wirst es tun, Papachen? Gelt?"

„Na, weißt du, Mausi," meinte der gute Papa, indem er mit verzwickter Miene sich den wie ein Billardball glänzenden Schädel kraute, „ich möcht's schon sagen, aber wird's was nutzen, wenn die Mama nichts davon



Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Ostermorgen. Nach einem Gemälde von Eduard Nieczky. (S. 100)

wissen will? Verflixte G'schicht' das mit so einer Frau! Wenn die einmal bockig is, da richt't niemand nichts gegen sie aus."

„Du bist aber doch der Mann, Papachen," schmeichelte das Töchterlein des reichen Wiener Spitzenhändlers ihm weiter. „Sie muß wollen, die Mutter, wenn nur du einmal ernstlich willst. Und das mußt du jetzt, du mußt ihr einmal den Herrn zeigen und —"

„Uijegerl!" entschlüpfte es unwillkürlich Herrn Pflanzls Mund, und seine Hände griffen hastig nach dem Kopf. „Der einen Herrn zeigen wollen!... Na, das könnt' schön werden, da hätten wir zwei gute

Zeiten, Mausi. Das is ja kein Weib, das is... ein Tyrann is das ganz einfach, deine liebe Mutter!" Er faltete die Hände über der wohlgerundeten Weste und nickte mit melancholischem Gesichtsausdruck. „Die hat mir meine Herrschaft schon längst abgenommen... Ach Herrgott, ja." Er seufzte tief und senkte trübsinnig den Kopf.

„So darfst du aber nicht reden, Papachen," verwies Elly ihm energisch. Sie rückte auf dem Diwan näher zu ihm hin und schmiegte ihre Wange an seine Schulter. „Das eine Mal mußt du dich stark zeigen, da darfst du dir von ihr nicht imponieren lassen... Das Leben wird es nicht kosten, Papachen! Und mich und Otto wirst du dann so glücklich machen! Ach Gott, so glücklich!... Also gelt, Papachen: du sagst ganz bestimmt ein festes Ja?" Sie schlang die runden Arme um seinen Hals und schaute ihn von unten herauf so bittend und vertrauend an, daß ihm das Herz ins Schmelzen kam.

„In Gottes Namen, Mausi," versprach er ihr, mutig werdend. „Ich werd' halt tun, was du von mir haben willst."

„Mein Goldpapachen!" rief Elly jubelnd und überschüttete ihn mit einer Flut von Küssen, denn die Arbeit, ihn herumzukriegen, war nicht leicht gewesen. Die ganzen Tage her schon hatte sie ihm damit den Kopf voll und das Herz schwer gemacht, ohne ihm den Schrecken vor der Mutter austreiben zu können. Und jetzt, da die Herrscherin nicht daheim war, hatte Elly so energisch auf sein Vaterherz und sein männliches Selbstgefühl losbombardiert, bis sie ihn endlich so weit hatte, daß er den Freier, der heute um ihre Hand anhalten wollte, als Eidam auch wirklich akzeptieren würde. Zwischen ihr und dem Manne ihrer Wahl war es so verabredet worden, daß dieser die heutige Abwesenheit der gefürchteten Mama benützen solle, um von dem Papa die bindende Zusage zu erhalten.

„Mein guter, süßer Goldpapa, ich dank' dir tausendmal dafür!" In heißer Dankbarkeit küßte sie ihm die Hände.

Es tat ihm wohl. Es rührte ihn. Auch war er über sich selbst sehr gerührt. Und das machte ihn plötzlich sehr kühn, geradezu verwegen.

„Na ja, wir halten halt unser drei zusammen," sicherte er Elly nun freiwillig zu. „Und sie, die Alte" — es war bis jetzt noch nicht vorgekommen, daß er es wagte, so blasphemisch von seiner Frau zu sprechen — „soll dann schauen, ob sie auch wirklich gegen uns was ausricht't. G'sund wär's ihr schon, wenn s' einmal sehen tät', daß nit grad' immer alles nur allein nach ihrem eisernen Schädel gehen muß, hehehehe!" Er lachte höchst vergnügt, rieb sich die Hände und streckte behaglich die Füße von sich.

In diesem Augenblick schlug die Wohnungsglocke an. Elly fuhr zusammen.

„Das wird er sein, Papachen," raunte sie dem Vater zu. Sie horchte angestrengt hinaus und sprang mit brennenden Wangen auf, als sie von außen Ottos Stimme hörte, die das öffnende Dienstmädchen nach Herrn Pflanzl fragte.

„Väterchen, also..." flüsterte sie hastig. „Ich hab' dein Wort. Sei nur recht lieb mit ihm." Und wie der Blitz war sie zur nächsten Tür hinaus. Knapp bevor durch die andere das Dienstmädchen hereinkam.

„Ein Herr is draußen," lautete die Meldung in wichtigtuerischem Tone, „und hat gefragt, ob der gnä' Herr für ihn zu sprechen wär'. Die Karten da hat er mir auch 'geben."

Sie reichte dem Gatten ihrer Gebieterin Ottos Visitenkarte, die Herr Pflanzl gravitätisch ergriff. Er tat dabei, als würfe er nur einen flüchtigen Blick darauf; in Wahrheit jedoch schielte er sehr interessiert auf sie hernieder. Der Titel: „k. k. Staatsingenieur" machte sich gar nicht übel.

„Na, alsdann führen S' ihn halt herein, den Herrn," wies er das Mädchen mit Grandezza an und erhob sich, so hurtig es ihm nur möglich war, auf die kurzen Beine, um dem künftigen Schwiegersohn entgegenzugehen.

Ein leichtes Anklopfen, und Otto trat ein — dem feierlichen Anlaß gemäß im Frack, mit weißer Halsbinde, den Klapphut in der grau behandschuhten Hand.

Obgleich Papa Pflanzl dachte, daß es ein Gehrock auch getan hätte, da man es hier im Hause mit der Etikette nicht so genau nahm, fühlte er sich von der Ehre, die ihm durch den Frack erwiesen wurde, doch sehr gehoben. Desgleichen von der respektvollen Verbeugung, die der Herr k. k. Staatsingenieur ihm machte. Das nahm den Vater Ellys sofort für den Freier ein. Äußerst würdevoll erwiderte er die Verbeugung und reichte dann in impulsivem Drange dem anderen die Hand.

„Freut mich sehr, Herr Ingenieur, Ihre werte Bekanntschaft zu machen," nahm er gleich selbst das Wort. „Meine Tochter hat mir schon alles erzählt, und — und — —" Er wurde ein wenig verwirrt, der gute dicke Herr, und wußte nicht weiter. Nur das wußte er, daß er soeben auf dem besten Weg gewesen war, dem jungen, hübschen Mann seine Elly förmlich gleich selbst anzutragen. Na ja, er war's so wenig gewöhnt, in seinem Hause etwas zu bedeuten und das Oberhaupt der Familie vorzustellen, daß er gar nicht darauf eingerichtet war, Empfangspflichten überhaupt auszuüben. Und da hätte er sich jetzt bald schön blamiert.

Mit offenem Mund stand er ein Weilchen da. Dann fuhr er hastig und aufgeregt fort: „Und... ja... Womit kann ich denn dienen?"

„Ich liebe Ihre Fräulein Tochter," gestand Otto Meißner nach einem kleinen Schweigen, befangen und errötend, „und ich werde von ihr wieder geliebt. Es ist mir aber leider auch bekannt, daß Ihre Frau Gemahlin gegen mich eingenommen ist, weil ich ohne ihr Wissen mit Fräulein Elly in Verkehr gestanden habe, nachdem ein lustiger Zufall uns vor einem Jahre miteinander bekannt gemacht hatte."

„Ich weiß, ich weiß," warf Papa Pflanzl mit gutmütigem Lächeln ein. „Die Elly hat damals gerad' ein neues Kleid angehabt, wie ihr jemand unversehens die ganze Schleppe abgetreten hat, und dieser jemand waren Sie, Herr Ingenieur. Und so hat die Bekanntschaft halt angefangen."

„Ja, so war's," bestätigte der junge Mann mit einem Lächeln zärtlicher Erinnerung. „Das Fräulein war zuerst entrüstet und weinte dann beinahe, weil sie keine Stecknadeln bei sich hatte, ich mußte ihr eiligst welche holen und mich — wie sie dann den Schaden unter einem Haustor repariert hatte — bei ihr vielmals entschuldigen... so kamen wir ins Gespräch, so fügte es sich, daß ich fast bis zum Hause mitging... Und dann" — er errötete neuerdings — „da mich das Fräulein sehr interessierte, führte ich den Zufall, ihr wieder zu begegnen, herbei und..."

„Und so weiter, und so weiter," fiel Ellys Vater, behaglich schmunzelnd, ihm ins Wort. „Und dann haben Sie sich halt so lang heimlich im Stadtpark getroffen, bis die Mama dahintergekommen ist und der Elly jeden Verkehr mit Ihnen verboten hat. Das war vor vierzehn Tagen, und seitdem —"

„Seitdem," nahm Meißner ihm das Wort aus dem Munde, „haben wir uns nicht mehr gesehen und uns schriftlich verständigt. Und somit, da meine persönlichen Verhältnisse geordnet und gesichert und meine Aussichten für die Zukunft günstig sind, beehre ich mich, geehrtester Herr" — mit tiefer Verbeugung trat er einen Schritt zurück — „von Ihnen Fräulein Ellys Hand zu erbitten."

Herr Pflanzl fühlte es mit einem leisen Schauer der Ehrfurcht vor sich selbst: das war der größte Moment in seinem Leben! Ein Geschenk vom Himmel nach zwanzig langen Jahren im Sklavendienst seiner Gattin. Ach, wie das wohl tat! Und das Bewußtsein, daß er ganz allein über das Schicksal seiner Tochter und des jungen Mannes da zu entscheiden hatte, erfüllte ihn mit tiefer Rührung.

Er gab sich einen Ruck nach aufwärts, der seine kleine Tonnengestalt größer erscheinen ließ, und bemühte sich, in sein joviales Gesicht einen feierlichen Ausdruck zu legen, als er nach kräftigem Räuspern zu entsprechender Erwiderung das Wort ergriff.

„Indem daß Sie, Herr von Meißner, mir die große Ehre erwiesen haben, um meine Tochter anzuhalten, kann ich — hm, muß ich — hm... will ich — hm... Ihnen zuerst etwas sagen," begann Herr Pflanzl in dem Bestreben, ein tadelloses Hochdeutsch loszulassen. Nur kam, da er allzu gewissenhaft die Vokale betonte, etwas sehr Gequältes dabei heraus.

„Ganz natürlich," fuhr er mit großer Ernsthaftigkeit fort, „will ich als Vater doch haben, daß — hm, mein Kind glücklich wird. Ich glaub' auch gern, daß sie bei Ihnen dieses Glück finden wird, wie sie — hm, es verdienen tut. Sie ist ein so gutes Kind, die Elly, ein so lieber Schatz," hub er nun an, der Tochter Lob zu singen und ihre Vorzüge einzeln aufzuzählen, „hat alles gelernt, was ein Mädel aus besserem Haus können soll, auf den Kopf ist sie gerad' auch nicht gefallen, in der Schule hat sie immer gute Ausweise gehabt, sie spricht Französisch, tanzen kann sie großartig, Schlittschuhlaufen auch — spielt wunderschön Klavier, kann die feinsten Handarbeiten machen, versteht auch vom Zuschneiden etwas, und im Kochen kennt sie sich sehr gut aus, die Elly. Alles, was recht ist: als Köchin — hm, nimmt sie es schon mit jeder auf, die Elly, das muß ich sagen. Da hat die Mutter schon drauf geschaut. Und wie! Sie hat die Elly überhaupt sehr wirtschaftlich und häuslich erzogen — — Alle Achtung! Und kurzum: meine Tochter — hm, wird eine kreuzbrave, tüchtige Frau abgeben, wie es das ein anständiger Mann so braucht, und darum" — Herr Pflanzl holte zu einem neuerlichen, ganz gewaltigen Räuspern aus, bevor er auf den Ausgangspunkt und Kern seiner langen Rede zurückgelangte — „darum bin ich — wenigstens soweit es sich um m e i n e Person handelt — wirklich sehr geehrt durch Ihren Antrag, und indem daß ich als Vater reden tu', sag' ich — hm — hm — nicht nein dazu, Herr Inschenär. Sie haben etwas an sich, was mir sehr gut gefallen tut und —"

Er wischte sich mit dem Taschentuche ein paar Schweißperlen von der Stirn, die ihm die ungewohnte Anstrengung in Anwendung der Schriftsprache erpreßt, und warf, nun er den offiziellen Teil der ganzen Sache glücklich hinter sich hatte, das Hochdeutsch rasch entschlossen in die Rumpelkammer — „und desweg'n sag' ich, Herr Inschenär," schloß

er kreuzfidel in den unverfälschten Lauten seines angeborenen Dialekts, „desweg'n ... na, wissen S', i bin kein Freund nit von viel Faxen ... und wenn man halt schon so quisi-quasi mit zur Familie g'hört, so ..." Er breitete einladend die kurzen Arme aus und fiel dem überraschten Freier ziemlich temperamentvoll um den Hals — „so desweg'n: na, grüaß di Gott, Herr Schwiegersohn!"

Auf eine so jähe Wendung war Otto Meißner nicht vorbereitet gewesen, doch ließ er es sich gern gefallen und erwiderte, still belustigt über die Wandlung des dicken Herrn, die Umarmung so kräftig, als er nur konnte.

„Oho!" erscholl da plötzlich hinter ihnen in halb verblüfftem, halb aufgebrachtem Tone eine tiefe Frauenstimme, welche die beiden sofort auseinanderfahren ließ. „Was schwiegersohnt sich denn da in meinem Haus, ohne daß ich was davon weiß? He?"

Im Rahmen der kleinen Tapetentür im Winkel, zu der eine schmale eiserne Wendeltreppe aus der Pflanzlschen Spitzen- und Bandwarenhandlung direkt in das Wohnzimmer hinaufführte, stand mit starrem Blick und einem wahren Medusenantlitz die Mutter Ellys, die soeben — unerwartet bald — von einem Besuch heimgekehrt war und, wie sie das manchmal tat, den kürzeren Weg durch das Geschäftslokal genommen hatte.

„Uijegerl!" entfuhr es unwillkürlich in tiefem Schrecken Frau Magdalenes Gatten. Die Macht der Gewohnheit übte doch noch ihre Wirkung, die Sklaverei steckte ihm zu sehr im Blute, als daß ihn das plötzliche Erscheinen seiner Gattin nicht aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen hätte.

Ein Augenblick lastender Stille folgte. Papa Pflanzl befand sich in einer äußerst unbehaglichen Situation unter dem Kreuzfeuer der Blicke, denen er von beiden Seiten ausgesetzt war. Die der Gattin bohrten ihn durch und durch, und die des Schwiegersohnes ruhten groß und beredt, mit einem seltsamen Gemisch von Befremdung und Aufforderung auf ihm.

„Na? Wird man wohl die Gnade haben, mich aufzuklären, wieso auf einmal ein Herr Schwiegersohn im Haus ist, und wer der Herr da ist?" begehrte Frau Pflanzl in schroffem Tone zu wissen, während sie langsam näherkam und ihre dunklen Augen gebieterisch auf Otto Meißner heftete. „Soviel ich weiß, haben wir keine verheiratete Tochter, und die einzige, die wir überhaupt haben, die hat noch keinen Bräutigam."

„Falsch eing'spannt!" ließ sich da Papa Pflanzl plötzlich vernehmen. Der klägliche Rückfall in furchtsame Leibeigenschaft war überwunden, das stolze Bewußtsein des Familienoberhauptes wieder da, und Ottos Gegenwart erfüllte ihn mit todesverachtendem Mute. „G'habt hat s' ihn freilich noch nit, den Bräutigam, die Elly," fuhr er fort, „aber jetzt'n hat s' ihn, ihren Bräutigam, denn ich hab' ihn ihr 'geben, liebe Leni" — wie souverän und herablassend das klang — „und stell' dir ihn da vor als den Herrn kaiser-königlichen Staatsinschenär Herrn Otto Meißner. So ..." Mit kühner Bewegung warf er den Kopf in die Höhe, faltete in gesättigter Befriedigung die Hände über der Weste und wirbelte die Daumen umeinander. „Und jetzt gebt's euch die Händ'. Meintswegen auch ein ordentliches Busserl, wie sich's g'hört. Ich hab' nichts dagegen."

Diese Aufforderung blieb von beiden Seiten unbefolgt. Frau Magdalena rang, vor Empörung sprachlos, vergeblich nach einem Worte, während Otto Meißner ein unangenehmes Empfinden abzuschütteln hatte.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, gnädige Frau," wandte er sich mit einer Verbeugung in ehrerbietigem Tone an sie, „daß ich gegen Ihren Willen es gewagt habe, bei Ihrem Herrn Gemahl als Freiwerber zu erscheinen; aber was blieb mir bei der Aufrichtigkeit meiner Neigung für Fräulein Elly anderes übrig? Und somit, bevor ich meine Werbung auch bei Ihnen, gnädige Frau, vorzubringen mir erlaube, bitte ich, mir die ergebene Frage zu gestatten, was Sie, verehrte Gnädigste, gegen eine Verbindung Ihrer Tochter mit mir eigentlich einzuwenden haben?"

Die ruhige Überlegenheit seiner Worte ließ Frau Pflanzl momentan ein wenig aus der Fassung geraten. Kein Wunder. In ihrer verbissenen Voreingenommenheit hatte sie sich „diesen Menschen" im Grunde genommen ganz anders vorgestellt; nun sah sie aber einen Mann von Welt vor sich, der gar nichts Windbeutelhaftes an sich hatte und ihr vielleicht sogar hätte gefallen können, wenn nicht eben das Vorurteil, das sie gegen ihn hegte, in ihr mächtiger gewesen wäre als gerechte Einsicht. Aber so ... Nein! Man hatte sich zu einem Komplott gegen sie vereinigt, hatte es gewagt, über sie ganz einfach hinwegzugehen, als wäre sie gar nicht auf der Welt, man stieß sie absichtlich vor den Kopf ... und das machte sie unversöhnlich gegen alle drei. Am meisten wohl gegen den Ingenieur. Und aufgestachelt darüber, daß er den ungünstigen Vorstellungen, die sie sich von ihm gemacht, nicht entsprach, warf sie ihm das, was ihr selbst als Wahrheit galt, brutal ins Gesicht.

„Was ich gegen Sie einzuwenden hab'?" drang es scharf und spitzig, in tiefer Gehässigkeit, aus ihrem Munde. „Das wird der Herr sich wohl auch selber sagen können. Ein Mensch, der etwas auf sich hält, steigt einem anständigen jungen Mädchen nicht auf der Gasse nach und gibt sich mit ihr Rendezvous hinter dem Rücken der Eltern! Ein anständiger Mensch, der stellt sich zuerst der Mutter vor und bittet um die Erlaubnis, ins Haus kommen zu dürfen, um mit der Tochter besser bekannt zu werden. Ja, so ist's," fügte sie mit hämischer Genugtuung hinzu, da sie den jungen Mann auf ihre beleidigenden Worte hin zusammenzucken sah, und aus ihren Augen funkelte ihm nur so die Bosheit entgegen. „So tut's ein anständiger Mensch! Und wer's nit so macht, der is in meinen Augen kein honetter Mensch und hat in einem rechtschaffenen Bürgershaus nichts zu suchen."

Die Männer tauschten einen stummen Blick aus und waren beide blaß geworden. Dann schoß dem dicken kleinen Herrn das Blut zu Kopf, daß sein kugelrundes Gesicht wie der purpurn auftauchende Vollmond aussah.

„Nimm das zurück, Leni!" keuchte er, an seiner Aufregung beinahe erstickend. „Du hast kein Recht, so zu reden ... du warst auch einmal jung und hast dich mit mir heimlich getroffen, und ich bin doch g'wiß kein unanständiger Mensch nit g'wesen und hab' dich zu nichts Schlechtem verleiten wollen, daß d' es weißt. Nimm das also zurück, Weib, sag' ich dir, sonst ..."

„Na, sonst?" fiel sie ihm, wütend über diese Reminiszenz, ins Wort und stellte sich flammenden Blickes, mit gekreuzten Armen, herausfordernd dicht vor ihn hin. „Was denn sonst? Willst du mir vielleicht gar drohen? Schau lieber, daß du weiterkommst und laß mich mit dem Herrn da allein. Ich möcht' ihm noch ein paar Wörtl sagen, die sonst niemand zu hören braucht ... Alsdann geh! Dort is die Tür!" Gebieterisch wies sie mit der Hand darauf hin.

Das schlug aber dem Faß den Boden aus. Das war für Papa Pflanzl denn doch zuviel! Ihn so hinzustellen vor dem Schwiegersohn, den er als solchen anerkannt hatte! Und er zerbrach nach zwanzigjährigem, geduldig ertragenem Sklavenjoch die Kette, an die ihn seine Gattin geschmiedet hatte. Er schäumte auf in seiner Wut, die für sein eigenes Befinden die nachteiligsten Folgen befürchten ließ.

„Sakra," donnerte er los, und seine Auglein rollten unheimlich in den Höhlen, „jetzt hab' ich's aber satt! Jetzt sollst es einmal sehen, Weib, **w e r** der Herr im Haus is: ich oder du! Glaubst vielleicht, weil ich zwanzig Jahr ein guter Patsch war und mein Recht nit gebraucht hab', ich werd' mir von dir alles g'fallen lassen und werd's zugeben, daß du dein Kind unglücklich machst und daß du einen anständigen Menschen, von dem du dir's nur zur größten Ehr' anrechnen kannst, daß er dich als Schwiegermutter mit in den Kauf nehmen will, so infam beleidigst, wie du's getan hast ... und daß du mich vor ihm als wie ein'n Hausknecht hinstellst, den man einfach hinausjagen kann, wann's einem so beliebt? Oho, Weib! Da bist du auf'm Holzweg! Ich bin ein Esel g'wesen, daß ich dich mir hab' so übern Kopf wachsen lassen; aber — Gott sei Dank! — der Mann bin ich, der Herr im Haus bin ich, befehlen kann ich, und du hast hübsch zu folgen, daß d' es nur einmal weißt! Und darum ... heda, Elly," brüllte er nach seiner Tochter mit einer Kraft, daß die Wände fast ins Wackeln kamen, „Elly, komm herein! Hereinkommen sollst gleich, Elly! Hörst's?"

Er wollte auf die Tür losstürzen, aber Elly, die ohnehin im Nebenzimmer von Anfang an gelauscht, war schon da, zitternd vor Erregung, mit blutroten Wangen, einen Ausdruck harter Pein in den Augen. Sie schämte sich für ihre Mutter und über den unerhörten Auftritt, den jene heraufbeschworen hatte. Aber sie stand mit ihrem Herzen doch ganz auf seiten ihres Vaters, für den sie nun wirklich Bewunderung empfand.

„So, Mädel," schrie er, ihr entgegenstapfend, auf sie ein und nahm sie hastig bei der Hand, „da hast ihn, deinen Bräutigam" — er deutete auf Otto — „... ich will es so, dein Vater, der dein Glück will! Und wenn's der Mutter zehnmal nit nach Wunsch is ... Hat sie vielleicht jemals **m i r** was nach Wunsch g'macht? Ja, beim Bäden! G'schunden hat s' mich all mein Lebtag," wetterte er entfesselt darauf los, indem er in jäh erwachter Selbsterkenntnis in drastischen Worten seinem Herzen Luft machte, „ein'n Hanswurscht, ein'n Narren, ein'n Affen hat s' aus mir g'macht. Aber das is jetzt vorüber, und desweg'n" — er führte Elly Otto zu und legte ihre Hände ineinander — „da habt's euch, Kinder! Und mein'n Segen auch dazu."

Mit einer Hand faßte er Elly, mit der anderen Otto beim Kopfe, drückte sie einander zum Verlobungskuß entgegen und wandte sich dann mit dem Gebaren eines Triumphators, die Hände in die Hüften stemmend, an seine Frau: „So, Leni: jetzt'n siext's! Und jetzt sag nein, wenn's dir was nutzt. Was willst denn ausrichten gegen uns drei, wenn wir z'samm'halten? He?"

Sie sah es ein, daß sie besiegt war, und in ihr kochte ohnmächtige Wut. Mit einem vernichtenden Blick auf ihren Mann ging sie zur Tür und schlug sie hinter sich zu, daß es krachte.

„Na ja," meinte Papa Pflanzl in gesättigter Genugtuung, „jetzt hab' ich ihr das Wilde abig'räumt. G'sund is's ihr g'wesen,

daß sie mit ihrem gottverlassenen Mundwerk einmal zu g'spüren 'kriegt hat, daß ich — wenn's grad sein muß — auch ein Mundwerk hab', das was ausgibt. Und jetzt, Kinder, freut's euch, daß ihr euch glücklich habt."

Er schloß beide gerührt in seine Arme und freute sich an ihrem Glück nicht minder als an dem großen Heldenstück, die zwanzigjährige Pantoffelknechtschaft gründlich abgeschüttelt zu haben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Im Rachen des Walfisches. — Während des Jahres 1842 kreuzte der Walfischfänger „Ville du Havre" unfern der Insel Na-Mawi in der Südsee, da gewahrte einer von den Harpunieren einen Wal. Sofort ließ der Kapitän vier Schaluppen bemannen, und das Ungeheuer wurde glücklich erreicht, ehe es niedertauchte. Dem Harpunier, welcher die Beute zuerst gesehen, stand das Recht zu, den Walfisch zuerst zu harpunieren, und er warf die Harpune mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß sie dem Fisch tief im Rücken sitzen blieb. Der Schmerz versetzte das Ungetüm in eine solche Wut, daß es wild mit dem Schwanze um sich schlug und gerade die Schaluppe zertrümmerte, in welcher sein Gegner sich befand. Im Todeskampf riß das Tier den Rachen auf und erschnappte den Harpunier am Bein. Zum Glück ging es aber mit dem Riesenfische rasch zu Ende. Aus dem Rachen desselben befreit, wurde der Mann an Bord gebracht, wo ihm der Wundarzt das Bein über dem Knie abnehmen mußte.

Als die Amputation, welche der Harpunier mit stoischer Ruhe ertrug, vorüber war, sagte der Kapitän zum Patienten: „Nun, Pierre, was dachtest du denn, als der Walfisch dich im Rachen hatte?"

„Auf Ehre, Kapitän," brummte der Harpunier, „ich dachte, daß er wenigstens sechzig Faß Tran geben müßte!" [E. K.]

Eine eigenartige Methode. — Der berühmte, aber stets in Schulden steckende Schauspieler Moritz hatte bei einer Familie in B. längere Zeit in Kost und Logis gelebt. Da er niemals zahlte, wurde ihm gekündigt. Er zog — es war im April — aus und hinterließ als Deckung seinen Pelzmantel. Im Oktober erschien er jedoch wieder und bat, da er noch nicht zahlen könne, um weitere Frist, er werde zum Pfande seinen noch wertvolleren Sommerüberzieher zurücklassen. Die Wirtin war damit einverstanden und gab den Wintermantel zurück. Dieses Tauschgeschäft setzte er zwei Jahre lang fort und würde es voraussichtlich noch heute fortsetzen, wenn er nicht gestorben wäre. [D. v. B.]

Mißverstanden.



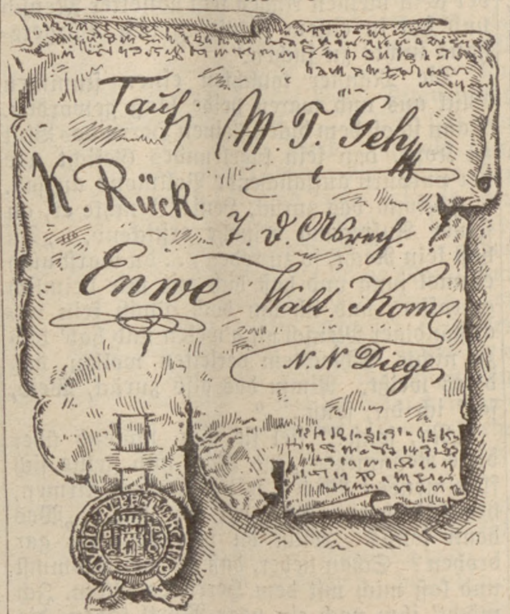
Im Theater wird der „Sommernachtstraum" gegeben. Fräulein Irma, die dieses Stück schon öfters gesehen und deshalb nicht für nötig befunden hat, sich einen Theaterzettel zu kaufen, aber vermutet, daß in der Besetzung der Rollen gegen früher eine Änderung eingetreten sei, will sich daher bei dem ihr zunächst sitzenden Nachbar Aufschluß holen: „Sie entschuldigen, mein Herr, können Sie mir wohl sagen, wer in diesem Stück den Zettel gibt?"

„Der Zeddel, der wird net 'geben, den kriegen S' beim Logenschließer."

„Nein, nein, Sie verstehen mich nicht, ich meine, wer hier im ‚Sommernachtstraum' den Zettel gibt, den — Sie wissen doch —"

„I weiß nix, aber verstehen tu' i Eahna scho; Sie möchten mir gern mein' Zeddel abluchsen. Da hab'n S' 'n, wann S' Eahna koan' kauf'n könn'n!"

Bilder-Rätsel „Die Urkunde".



Durch richtige Zusammenstellung der Unterschriften auf dem Fragment der Urkunde ist ein bekanntes Sprichwort zu finden.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Homonym.

Am waldigen Gipfel ruhet
Der müde Wandrer dort,
Er blicket rückwärts und flüstert:
„Groß war das Rätselwort!"

Der Lokomotivenführer
Späht achtsam fort und fort,
Damit nichts bleibt verborgen
Ihm auf dem Rätselwort.

Und zieht zum fröhlichen Jagen
Hinaus der Jägersmann,
Dann sieht er Abends gerne
Das Rätselwort sich an.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Anagramm.

Du rufst's getrennt, wenn mit Gefunkel
Es Nachts herniedergrüßt zur Welt,
Und sehnend sich aus diesem Dunkel
Dein Auge hebt zum Himmelszelt.

Vereint — ein Fest, an dem sein: Werde!
Der Frühling ruft, und voller Pracht
Zu neuem Leben rings die Erde
Aus tiefem Winterschlaf erwacht.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösungen von Nr. 12: des Füll-Rätsels „Die Uhr". 1. Illumination, 2. Margarethe, 3. Säbel, 4. Confucius-China, 5. Harfe, 6. Lerche, 7. Aster, 8. Fama, 9. Ziege, 10. Isar, 11. Mine, 12. Multiplikation, 13. Elisabeth, 14. Rose = Im Schlafzimmer; der dreisilbigen Scharade: Armselig; des Buchstaben-Rätsels: Wonne, Nonne, Sonne.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.